Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 7

Artikel: Flüchtlinge heute
Autor: Kramer-Hoenig, Elisabeth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1080174

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Flüchtlinge heute

Von Elisabeth Kramer-Hoenig

Gestern waren mein Mann und ich bei einer tschechischen Familie zum Nachtessen eingeladen, Flüchtlinge — seit 1969 in der Schweiz. Nach wenigen Wochen konnten sie Arbeit finden — der Mann als Ingenieur, die Frau anfänglich als Programmiererin, jetzt als Gymnastiklehrerin. Sie haben zwei Kinder, eine modern eingerichtete, geräumige Vierzimmerwohnung, einen grossen Balkon, ein Auto. Und wie ich da auf dem neuen, schwarzen Sopha sass, ein Glas in der Hand — weisser Vermouth mit Orangenschnitzen, alles appetitlich angeboten — da wurde mir plötzlich, schlagartig bewusst, *was* anders geworden ist in der Schweiz, und um wie vieles besser als vor einigen Jahren! Meine Gastgeberin strahlte eine solche Selbstsicherheit und Zufriedenheit aus: in weniger als zwei Jahren hat sie dieses Wunder mit ihrem Mann zusammen geschafft — Stellung, Wohnung, Einrichtung — Kinder, welche bereits fliessend deutsch sowie Dialekt sprechen und die aufwachsen können ohne politischen Zwang und ohne Angst. Und während ich also nachdenklich an meinem Aperitif-Glas nippe, sehe ich im Geist die Ungarn, welche wir vor 15 Jahren an unserem früheren Wohnort betreuten.

Damals haben wir mit den Gymnasiasten tagelang Kleider, Bettzeug, Geschirr, Pfannen, Teppiche gesammelt zum Verteilen; wir mussten unzählige Gänge machen um Wohnungen, Arbeitsbewilligungen und Stellen. Aber es ging; nach einigen Jahren hatten sich die meisten etabliert, wenn auch bescheiden — wenn es auch länger ging, bis sie sich ein Auto, Ferienreisen oder eine teurere Ausbildung für ein Kind leisten konnten.

Nun sitzen wir beim Paprikahuhn mit Spätzli, und die Sauce ist so fein, wie es eben nur eine Hausfrau aus Osteuropa nach stundenlangem Köcheln zuwege bringt. Von den Ungarn schweifen meine Gedanken nochmals Jahre weiter rückwärts, und ich sehe mich 1944 als blutjungen Neuling auf der Redaktion in Luzern, und man schickte mich ins «Tivoli», um dort Flüchtlinge zu interviewen und von ihren Schicksalen zu schreiben. Es waren jüdische Menschen aus beinahe allen Ländern Europas, jeden Alters und aus verschiedenen Schichten; da gab es auch Partisaninnen aus Italien und Schweizer Rückwanderer. In jenen alten, leicht verstaubten Hotelkästen wohnten sie monatelang, jahrelang eng beisammen; die Atmosphäre war bedrückend, auch wenn für das Notwendigste von unseren Behörden gesorgt war. Arbeiten durften sie nicht. Man hielt die Flüchtlinge und das Schweizervolk möglichst weit voneinander getrennt und beschränkte die Berührungspunkte. Ich erinnere mich, dass ich meinen Artikel der Zensur vorlegen musste mit den vollen Namen jener Flüchtlinge, deren Aussprüche ich zitierte, auch wenn es nachher nur mit Initialen geschah . . .

Jene Flüchtlinge waren wohl an Leib und Leben sicher bei uns, und gewiss waren sie dankbar für die Zuflucht; Almosen annehmen aber ist demütigend. In ihrer Heimat waren sie verfolgt, vertrieben, ihre Angehörigen getötet worden; aber uns waren sie damals die Objekte der

Fürsorge- und Polizeiorgane, aber nicht selbständige, würdige Menschen. Ihre Hauptsorge galt der Weiterwanderung nach Amerika oder Australien oder Palästina — die Schweiz bot keine Heimat.
Haben meine tschechischen Gastgeber wohl kein Heimweh, keine drängenden Probleme? so frage ich mich im stillen, wie wir bereits bei Kaffee und Schokoladetorte sitzen und die ganze Gästerunde lebhaft Erziehungs- und Mittelschulfragen diskutiert. Sie haben doch auch Angehörige in der Heimat zurückgelassen... Jedenfalls lassen sie es sich nicht anmerken, und noch kenne ich sie nicht so gut, dass ich fragen möchte.
Liegt es nun wohl an den materiellen Möglichkeiten unserer Hochkonjunktur, also am Gelingen des materiellen Lebens, dass die Anpassung erleichtert ist? Oder hat sich doch auch die Haltung der Schweizer geändert? Arnold Kübler schrieb in einem Leitartikel über die Flüchtlinge in der Schweiz 1944, was sie am nötigsten hätten, das enthalte man ihnen vor: nämlich die Stärkung und den Trost, der aus der sinnvollen Arbeit fliesst, und das Heilmittel der Seele, das dem zuteil werde, der auf der Welt zu etwas nütze sein dürfe.

von Ihrem Orient-Spezialisten
Möbel-Pfister
SUHR b. Aarau, Zürich, Basel, Bern, St. Gallen, Biel, Lausanne, Genf, Delsberg, Neuenburg, Winterthur, Zug, Luzern, Bellinzona

Unsere Leserumfrage

Wie mir klar wurde

— dass heute vieles besser ist als früher
— dass früher nicht alles schlechter war

Wir nehmen, liebe Leserin, lieber Leser, an: Weder huldigen Sie blindem Fortschrittsglauben, noch stellen Sie die Vergangenheit der ach so üblen Gegenwart generell als besser gegenüber. Indes hat in sehr jungen Jahren mancher fast alles Frühere als üblen Zopf verdammt. Umgekehrt halten Menschen jeden Alters zeitweise dafür, unsere Welt sei in unaufhaltsamem Niedergang begriffen.
Den meisten gehen einmal die Augen auf. Bitte beschreiben Sie, wie Sie einen solchen Vorgang erlebt haben. Vielleicht hat der Anblick einer alten Bauernküche oder eines Münsters Sie nachdenklich gestimmt.

Oder es erging Ihnen wie im Folgenden:

«Ich bin allem Schönen zugetan, passionierte Heimat-, Natur- und Umweltschützerin. Industrie, «wirtschaftlichen Fortschritt» habe ich oft zum Teufel gewünscht. Dann wurde mein Vater, Elektroingenieur, auf den Tod herzkrank. Mit einem Elektroschock genas er innert 72 Stunden. Seither haben wir zwei Jahre grössten Glücks für ihn und uns alle erlebt. Nun sehe ich die Starkstromleitungen doch mit anderen Augen an.
A. J. in Z.»

Anregungen für Ihre eigene Antwort kann Ihnen auch der vorstehende Beitrag von Elisabeth Kramer-Hoenig vermitteln. Nur müssen wir um Verständnis dafür bitten, dass eine Umfrage-Antwort wesentlich kürzer sein muss als der Leitartikel einer Redaktorin.

Wir freuen uns, wenn Sie uns bis zum 12. Juli einen Beitrag von höchstens 120 Wörtern zusenden.
Ihre Redaktion Schweizer Spiegel, Hirschengraben 20, Postfach, 8023 Zürich